Zeitschrift: Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden

Herausgeber: Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden

Band: 67 (1937)

Artikel: Römische Kalköfen auf der Luzisteig : ein Beitrag zur Frage der Romanisierung Rätiens

Autor: Keller-Tarnuzzer, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595967

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Römische Kalköfen auf der Luzisteig.

Ein Beitrag zur Frage der Romanisierung Rätiens.

Von **Karl Keller-Tarnuzzer.**

Die Grabung.

Die Fundstelle liegt im Gemeindebann Fläsch, auf der Ebene, die die Paßhöhe der Luzisteig kennzeichnet, und zwar genau nordwestlich der Kapelle inmitten der Wiese Parsax, die sich westlich der Straße ausdehnt, nach dem Topographischen Atlas der Schweiz, Blatt 270, 55 mm vom rechten und 38 mm vom obern Bildrand entfernt (Abb. 1).

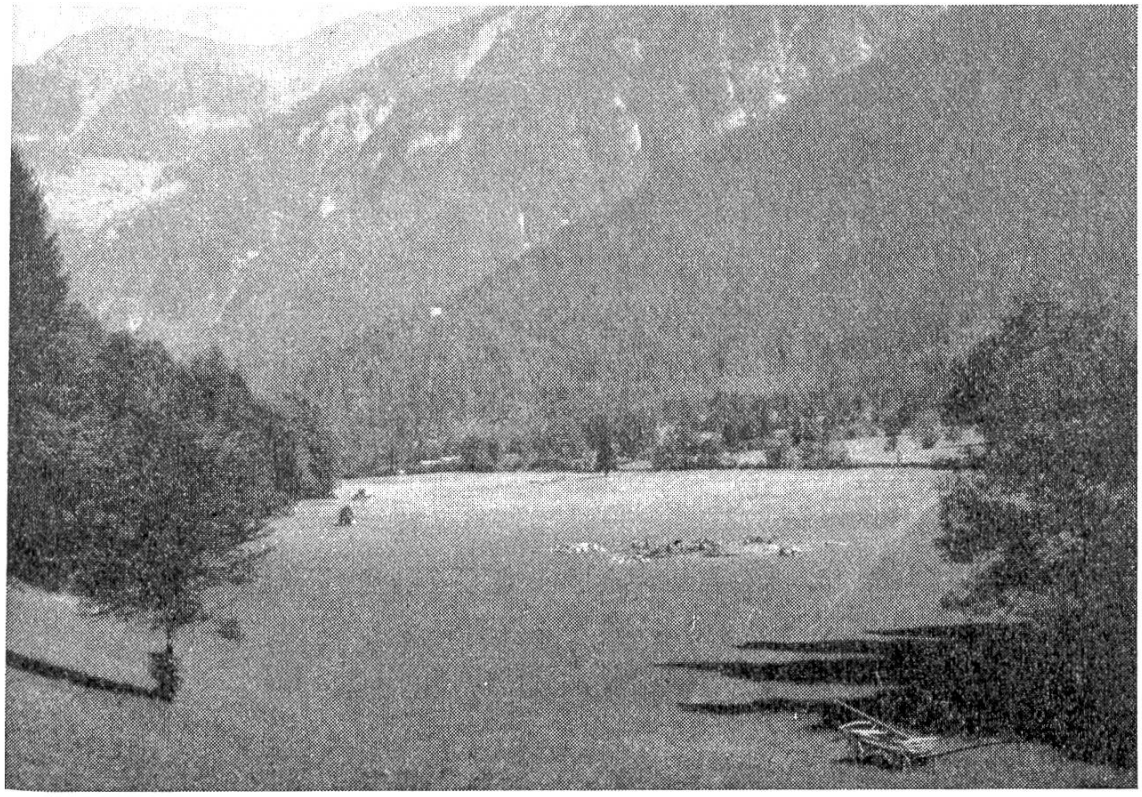

Abb. 1. Die Grabungsstelle in der Wiese Parsax, von Süden her.

Im Jahr 1933 meldete der Bündner Prähistoriker Walo Burkart, daß sich dort ein grabhügelähnliches Gebilde von 11 bis 14 m Durchmesser und zirka 1 m Höhe befinde. Zwei kleine Sondierungen ergaben, daß unter dem Humus ein starker Steinkern liegt. Die auf dem Steinkern gefundene Keramik berechtigte ihn sowohl wie den Verfasser, an einen hallstattzeitlichen Grab-

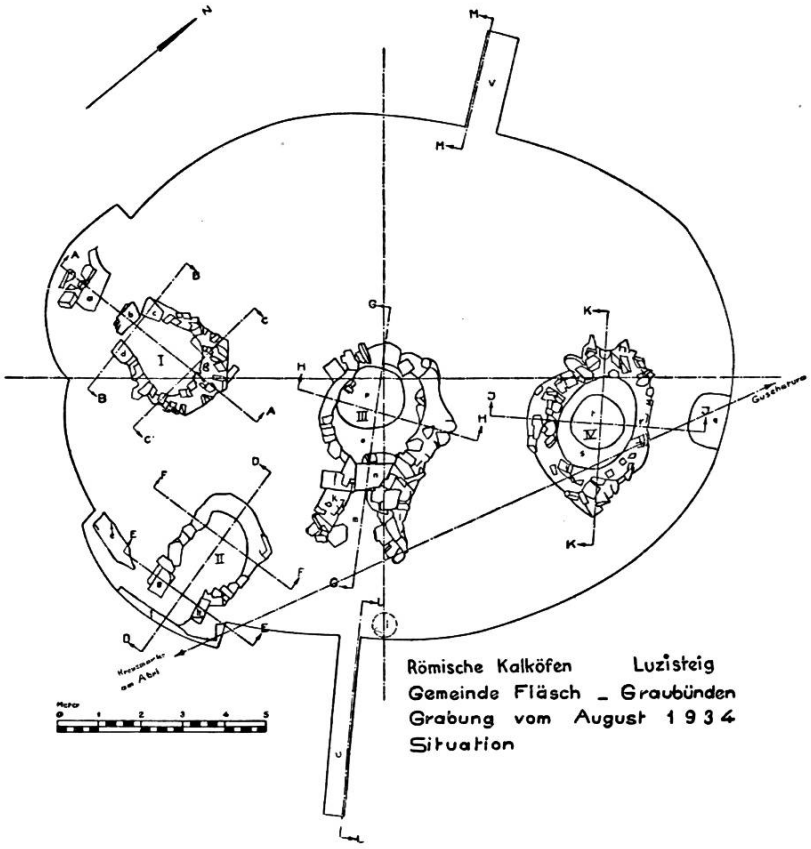

Abb. 2. Grundriß der Kalköfen.

hügel zu denken, trotzdem in Innerrätien bisher noch nie Grabhügel gefunden worden sind, und ein solcher demnach einen außergewöhnlichen Sonderfall darstellen würde[1].

Im August 1934 wurde eine Ausgrabung vorgenommen. Grabungsleiter war Walo Burkart, der den Verfasser zur Mitarbeit eingeladen hatte. Die Planaufnahme lag in den Händen von W. und F. Knoll, St. Gallen. Es wirkte ferner mit der Sohn Walo des Ausgrabungsleiters und tageweise verschiedene Freunde der

[1] 25. Jahresbericht der Schweiz. Ges. f. Urgeschichte, 1933, S. 70.

Forschung. Auf ausdrücklichen Wunsch des Grabungsleiters übernahm der Verfasser die Veröffentlichung der Grabungsergebnisse.

Die erste Aufgabe war die Freilegung des Steinkerns, der dicht unter der flachen Humusdecke lag. Er wurde steingerecht aufgenommen, zeigte aber oberflächlich absolut keine besondere Gliederung. Sein Material stammte ausschließlich von den nahen Kalkfelsen und bestand aus großen und kleinen scharfkantigen Blöcken, deren größte bis zu Meterlänge aufwiesen, zwischen denen aber auch bloß kleine Trümmerstücke lagen.

Bei der Durcharbeitung des Steinkerns ergab sich nun zur größten Überraschung der Ausgräber, daß es sich nicht um einen Grabhügel handelte, sondern um die Überreste von vier Kalköfen römischer Zeit (Abb. 2 und 3).

Der älteste Ofen, mit Nr. 1 bezeichnet, lag im Westen des Grabungsplatzes. Sein Äußeres mißt in der Länge ca. 3 m, das Innere ca. 1,80 m. Die größte Breite beträgt außen ca. 2,20 m und innen ca. 1,50 m. Seine Öffnung ist durch einen großen Quaderstein abgeschlossen. Die Wangen rechts und links neben der Öffnung sind durch gutgearbeitete Quader gekennzeichnet. Der Vorplatz besaß eine dicke gebrannte Lehmschicht, die mit Holzkohle bedeckt war und daher als Feuerplatte angesprochen werden muß (Abb. 4).

Der im Alter folgende Ofen (Nr. 2) liegt im Süden der ganzen Anlage. Seine Außenmaße sind in der Breite ca. 2,00 m und in der Länge ca. 3,00 m, seine Innenmaße in der Breite maximal ca. 1,40 m und in der Länge ca. 2,5 m. Die Öffnung weist keinen Verschlußstein auf, aber auch hier sind die Eingangswangen durch große Steinquader gebildet, demnach also scharf und deutlich markiert. Auch hier wurde die Feuerplatte wie bei Ofen 1 festgestellt (Abb. 5).

Ein ganz anderes Bild zeigt der zeitlich nächste Ofen (Nr. 3), der ungefähr das Zentrum der ganzen Anlage einnimmt. Er liegt höher im Gelände als die übrigen Öfen, da er zum Teil auf dem Schutt der ersten beiden Öfen aufliegt. Er ist im Prinzip rund, hat aber eine lange, nach Südosten streichende Öffnung, die sich durch keinerlei besonders behauene Steine bemerkbar macht. Dort wo die Öffnung in den eigentlichen Ofenraum eintritt, liegt ziemlich

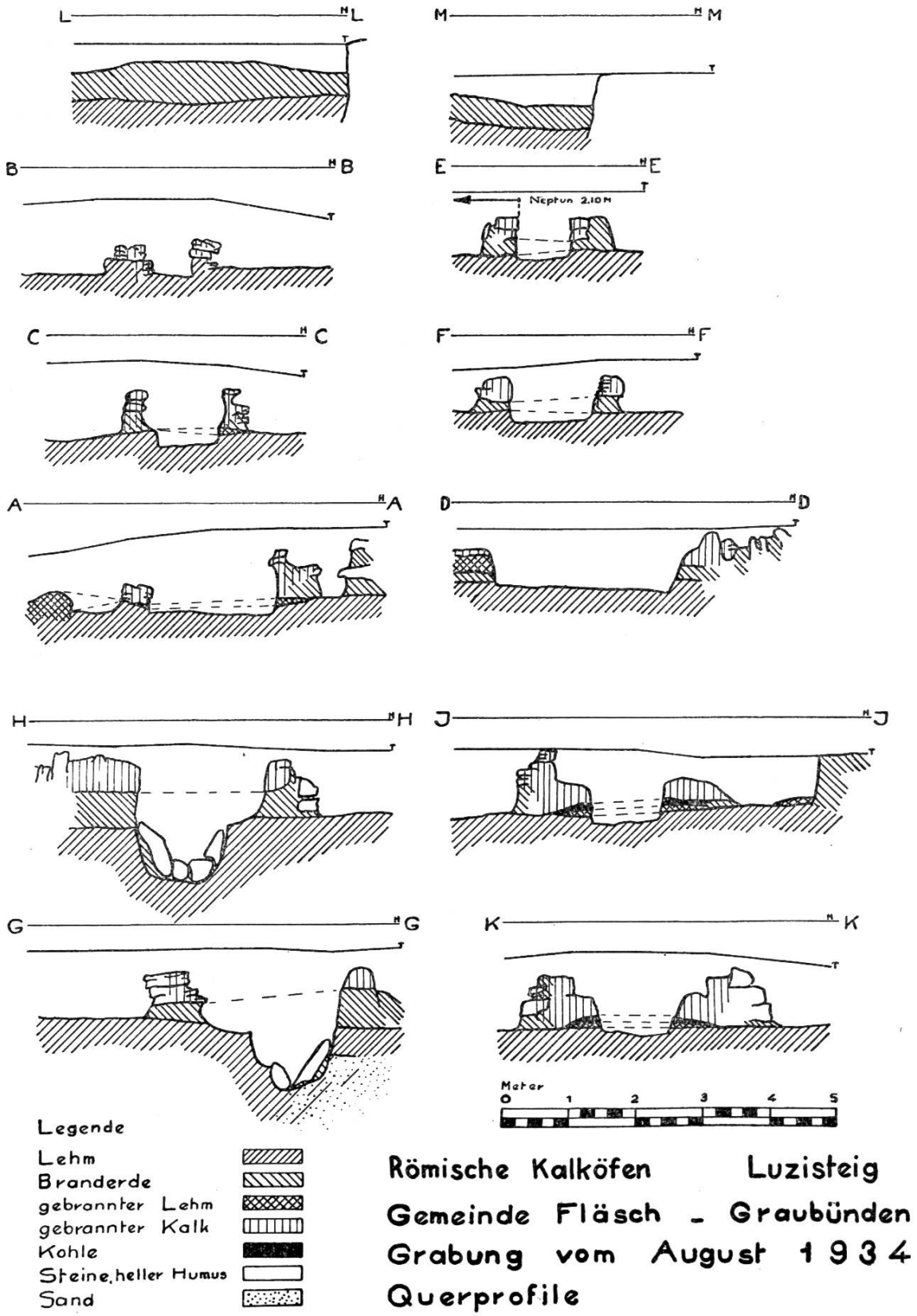
L
M
B
E
Neptun 2.10 M
C
F
A
D
H
J
G
K
Meter
0 1 2 3 4 5
Legende
Lehm
Branderde
gebrannter Lehm
gebrannter Kalk
Kohle
Steine, heller Humus
Sand
Römische Kalköfen Luzisteig
Gemeinde Fläsch - Graubünden
Grabung vom August 1934
Querprofile

Abb. 3.

hoch eine flache Steinplatte, ähnlich einer Schwelle. Von ihr aus ist vermutlich jeweilen der Ofen mit Brennmaterial beschickt worden. Die Gesamtlänge des Ofens mißt außen ca. 5,00 m und innen ca. 4,40 m, die größte Breite außen ca. 3,30 m und innen ca. 2,20 m. Der Aufbau des Ofenraums verrät ebenfalls einige Eigentümlichkeiten. Die Ofengrube ist verhältnismäßig sehr tief.

Abb. 4. Ofen 1 von Westen.

Unter den umrandenden Steinen lag eine bis zu 60 cm dicke Brandschicht, darunter folgte die natürliche Lehmschicht, unter der sich im Osten eine Sandschicht anschloß. Die Brandschicht selbst senkte sich im Innern des Ofens tief hinunter, aber nicht im ganzen Ofeninnern, sondern nur auf der Westseite. Zu unterst in dieser Grube lagen einige große Kalksteine. Es hat den Anschein, als ob diese Grube zunächst nicht für die Kalkbrennerei, sondern eher als Feuerstelle benützt worden ist. Als die Kalkbrennerei an dieser Stelle einsetzte, wurde vermutlich diese Feuergrube zuerst mit Steinen, dann aber auch mit Brandschutt

aufgefüllt und erst darüber dann das Kalkmaterial eingefüllt (Abb. 6).

Auch der zuletzt erstellte Ofen (Nr. 4), der im Nordosten des Grabungsplatzes liegt, ist annähernd rund gebaut. Er weist im Gegensatz zu den übrigen Öfen keine im Grundriß erkennbare Öffnung auf; das will besagen, daß eine solche in dem nicht mehr

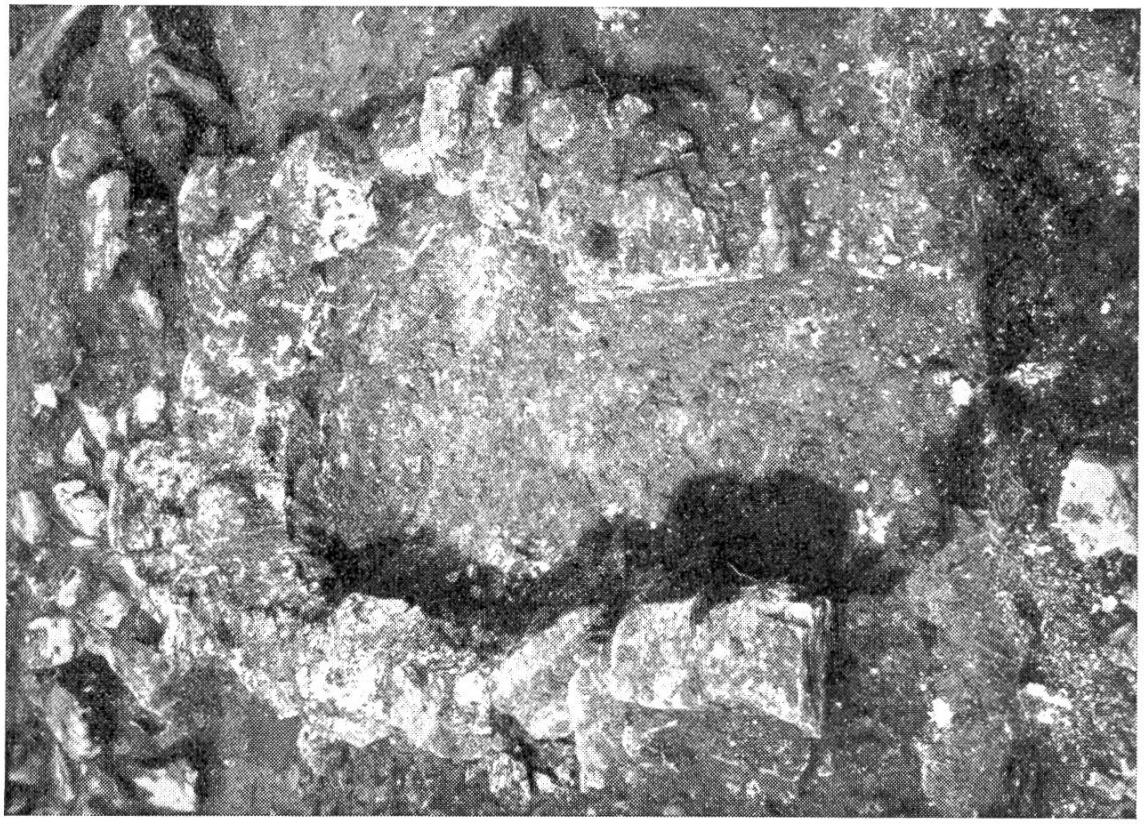

Abb. 5. Ofen 2 von Süden.

vorhandenen Oberbau angenommen werden muß. Da dieser Ofen noch vollständig mit gebranntem Kalk gefüllt war, ist es auch möglich, daß die Öffnung beim endgültigen Verlassen des Arbeitsplatzes noch verschlossen war; doch ließ sich nirgends eine Steinlage feststellen, die auf einen Verschluß hindeuten würde. Die größten Außenmaße dieses Ofens sind 3,80 m und 3,00 m, die größten Innenmaße 2,20 m und 1,80 m. Auch hier wurde festgestellt, daß der Ofen zum Teil auf dem Schutt der ältern Anlagen aufgebaut gewesen ist. Eine eigentliche Kohlenschicht, die den Bau unterlagert, ist von der Kalkgrube durchschnitten (Abb. 7).

Abb. 6. Ofen 3 von Südosten.

Abb. 7. Ofen 4 von Nordosten.

Allen vier Öfen gemeinsam ist die Eigentümlichkeit, daß die Ofenmauern, die nicht gemörtelt sind und keine Schichtung verraten, aus dem gleichen Material bestehen wie das Gestein, das in ihnen gebrannt worden ist. Das hatte zur Folge, daß auch die Innenseiten der Öfen ungewollt mitgebrannt wurden. So kommt es, daß es sehr oft ganz unmöglich war, genau zu unterscheiden, wo die eigentliche Kalkgrube inwendig begrenzt ist. Die zeitliche Reihenfolge der Öfen ergab sich zwangslos aus ihrem Zusammenhang und namentlich aus der Unterlagerung aller spätern Öfen durch die frühern, beim letzten namentlich auch dadurch, daß die Ofenfüllung nicht mehr herausgenommen worden ist, sowie, aber weniger deutlich, durch das begleitende Fundinventar[2].

Die Funde.

1. Die Neptunstatuette. Der auffallendste Fund war derjenige einer tadellos erhaltenen Neptunstatuette (Abb. 8). Diese lag am untern Rand eines sitzbankähnlichen Steines neben Ofen 2 (Abb. 2 bei e). Die Statuette wurde von Dr. Chr. Simonett untersucht. Wir verdanken diesem folgenden Bericht: „Die römischen Bronzestatuetten gehören zum künstlerisch Wertvollsten, das die Antike unserem Land hinterlassen hat. Als Kopien einerseits berühmter Götterbilder trugen sie die griechisch-römische Kunst in die entferntesten Provinzen hinaus, und wenn man Kunst im allgemeinen, Plastiken im besondern, als Ausdruck verfeinerter Lebensweise und Kultur anerkennt, wird man gerade in ihnen auch die Bildung und das Verständnis für das Schöne bei unsern Vorfahren voraussetzen können; denn die römischen Statuetten der Schweiz, die beinahe in allen Landesteilen gefunden wurden, sind zum großen Teil Qualitätsstücke und vermögen deshalb, wie es nur selten der Fall ist, ein ausgezeichnetes Bild der römischen Kleinkunst zu geben. Andererseits aber sind sie der Ausdruck jener naturverbundenen Frömmigkeit, die in Feldern und Wäldern, an den Quellen und auf den Bergen ihre Götter pries, die Götter,

---

[2] 26. Jahresbericht der Schweiz. Ges. f. Urgeschichte, 1934, S. 58 f. „Neue Zürcher Zeitung“ 3. Sept. 1934; „Neue Bündner Zeitung“ 31. Aug. 1934.

Abb. 8. Neptunstatuette, von allen vier Seiten.

die in der Spätantike in den Dienst der christlichen Kirche traten. So trägt die römische Victoria statt der gewohnten Siegespalme dann das ernste Kreuz, und aus dem frohen Hirtengotte Pan entstand der grause Teufel mittelalterlicher Kirchenplastik. Ja selbst Neptun erschien in späterer Zeit als Kobold[1], und in der Spukvorstellung auch noch unserer Zeiten wird mancher Gott der Heiden seinen Kult behalten haben.

Die auf der Luzisteig gefundene, 8 cm hohe Bronzestatuette des Neptun ist vorzüglich erhalten und glänzend dunkelgrün patiniert. Wie die Lötspur an der Standfläche zeigt, war sie auf einer, sehr wahrscheinlich quadratischen Basis befestigt. Der nackte Gott steht auf dem gestreckten linken Bein. Das rechte ist auf einen Schiffsbug gesetzt, der beinahe die Höhe der linken Wadenmitte erreicht. Der Oberkörper ist etwas nach rechts vornüber geneigt und stützt sich auf den rechten Arm, der mit dem Unterarm und der Hand auf dem horizontalen Oberschenkel aufliegt. Die Hand hält einen liegenden Delphin fest, den sie, den Daumen nach oben, in der Körpermitte umschließt. Das linke Auge des Delphins ist viel sorgfältiger gebildet als das rechte. Der linke Arm des Gottes liegt mit geschlossener Hand auf dem Rücken. Um seinen obern Teil ist das Ende eines faltigen und gerafften Mantels geschlungen, dessen eine Spitze, vom Ellbogen an den Körper gepreßt, in leichtem Zickzack niederfällt. Der Mantel zieht sich vom linken Arm über den Rücken zum rechten Oberschenkel hin, wo er vom Unterarm festgehalten wird. Das Ende begleitet, wiederum in Zickzackfalten, den Unterschenkel bis zum Fuß. Der Kopf ist halb nach rechts gewendet und wie der Körper leicht geneigt. Das bärtige Gesicht wird von langen, über der Stirn gescheitelten Haarsträhnen eingerahmt, die hinten, rosettenartig angeordnet, von einer gedrehten Haarbinde festgehalten werden. Der Hinterkopf ist unsymmetrisch nach rechts verschoben. Im allgemeinen ist der Körper sehr schön modelliert, und die Haarpartien sind mit Ausnahme der Pubes fein ziseliert.

An den Attributen, Schiffsbug und Delphin, ist der Gott ohne weiteres als Neptun gekennzeichnet. Auch die Stellung ist, abgesehen von der Lage des linken Armes, die übliche. Es ist das

[1] Stähelin F., Die Schweiz in römischer Zeit, 1. Aufl., S. 467 f.

Haltungsmotiv der berühmten, aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. stammenden Poseidonstatue im Lateran[2], die aber in den untern Partien ergänzt ist. Auch die Haartracht ist die typische des 4. Jahrhunderts, wie sie auf allen Bildern z. B. Alexander d. Gr. trägt. Als Unterlage für den rechten Fuß ist dagegen in der griechischen Kunst der Schiffsbug nicht überliefert. Eine Münze Demetrios' I. hat an dieser Stelle ein Felsstück[3]. Damit stimmt auch die andere, bisher einzige Neptunsstatuette der Schweiz[4] überein, die statt des Schiffsbugs drei geschichtete Steine aufweist. Bei römischen Analogien, soweit ich das prüfen kann, erscheint der Schiffsbug ein einziges mal[5], doch kommt diese Stütze sehr häufig auf Münzen Hadrians vor, und man wird sie wohl als eine römische Erfindung betrachten können.

Ist neben der Stütze überhaupt die Durchbildung aller Einzelheiten auf den ersten Blick römische Art, so entscheiden endgültig die Stellung des linken Armes und die Haarbinde die Herkunft. Neptun stützt sich sonst immer mit dem hocherhobenen linken Arm auf den Dreizack, mit dem die Tiefe aufgewühlt und der Sturm entfesselt wird. Das Motiv aber des ausruhenden Armes ist einer Herkulesstatue entnommen[6], ebenso die Haarbinde,Tänie[7]. Somit liegt in der Neptunstatuette ein Pasticcio vor, d. h. ein Durcheinander von Motiven, nicht wie oft im frühen 1. Jahrhundert zeitlicher, sondern typologischer Verschiedenheit. Diese künstlerische Freiheit kommt erst im späten 1. Jahrhundert auf. Der Kult der Nebengötter im allgemeinen, zu denen auch Neptun gehört, scheint überhaupt, soweit die Kleinplastik ein Urteil zuläßt, erst in der Zeit der Flavier mehr Bedeutung erhalten zu haben. Aber auch stilistische Merkmale, wie die Durchbildung der Stoffalten, die optische Wirkung und das Ausarbeiten der Einzelheiten weisen in das späte 1. Jahrhundert. Man wird das

---

[2] Johnson, Lysippos, S. 143 ff.; Brunn-Bruckmann, Tafel 243.

[3] Regling, Die Münze als Kunstwerk, Tafel 41, 840.

[4] Cart, Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde, 1919, S. 157; Stähelin, a. a. O., Abb. 140.

[5] Walters, Cat. Brit. Museum, Nr. 961.

[6] Vgl. u. a. S. Reinach, Rép. de la stat. Bd. I, S. 465, Nr. 1978 und S. 467, Nrn. 1980 und 1982.

[7] Ebenda S. 469, Nr. 1992 und S. 472, Nr. 2012 u. a.

kleine Kunstwerk wohl um 100 n. Chr. ansetzen müssen, also etwas später als den Neptun von Vevey.

Rein ästhetische und vom Künstler beabsichtigte Wirkung hat meines Erachtens der nach rechts verschobene Hinterkopf. Von rechts aus und von vorn betrachtet wirkt er störend. Dagegen gewinnt die ganze Statuette an Raumtiefe, wenn man sie beinahe im Profil von links beschaut. Der Körper mit den Gliedmaßen liegt dann wie ein offener Fächer da, und zudem ist zu bemerken, daß sowohl die Innenseite des rechten Fußes und des Schiffsbugs und vor allem auch das linke Auge des Delphins mit besonderer Sorgfalt gebildet wurden. Natürlich will die Statuette als freistehend von allen Seiten betrachtet sein, aber am wesentlichsten ist eine Schauseite, die den Beschauer nicht nur entzückt, sondern auch einladet zur Gesamtbetrachtung.

Fragt man sich zum Schluß, wieso eine Neptunstatuette auf die Luzisteig gelangte, so wird man einstweilen keine Antwort geben können; denn an und für sich schließt der Ort eine eigentliche Verehrung des Gottes aus. Stammt sie von einem Heiligtum am Rhein? Ich möchte es annehmen. Neptun war wohl auch in unsern Gegenden nicht nur der Gott der Seen, sondern auch der Landgewässer, als welcher er von Schiffern und Müllern[8] verehrt wurde. Inschriftlich bezeugt ist er nach Stähelin[9] am Genfer- und am Thunersee, wozu noch die genannte Statuette von Vevey kommt. Abgesehen davon, daß also der neue Fund das Wissen um die Götter unserer Vorfahren bereichert, ist er das einzige römische Kultbild in dem Graubünden, das seine Wasser in drei Meere schickt, die einst Neptun beherrschte, und das drei Pässe römisch nennt."

Einer nachträglichen brieflichen Mitteilung Simonetts entnehmen wir ferner, daß die Statuette aus einer italischen Werkstätte stammt.

2. Die Münzen. Bei der Grabung selbst wurden insgesamt 11 römische Münzen aufgefunden. Herr Egon Rheinberger auf Schloß Gutenberg fand nachträglich noch eine zwölfte im Einfüllmaterial des Grabungsplatzes, die er uns zur Verfügung stellte.

---

[8] Drexel F., Die Götterverehrung im römischen Germanien, Bericht d. deutsch. arch. Inst. 1922, S. 52.

[9] Stähelin, a. a. O., S. 309 und 468.

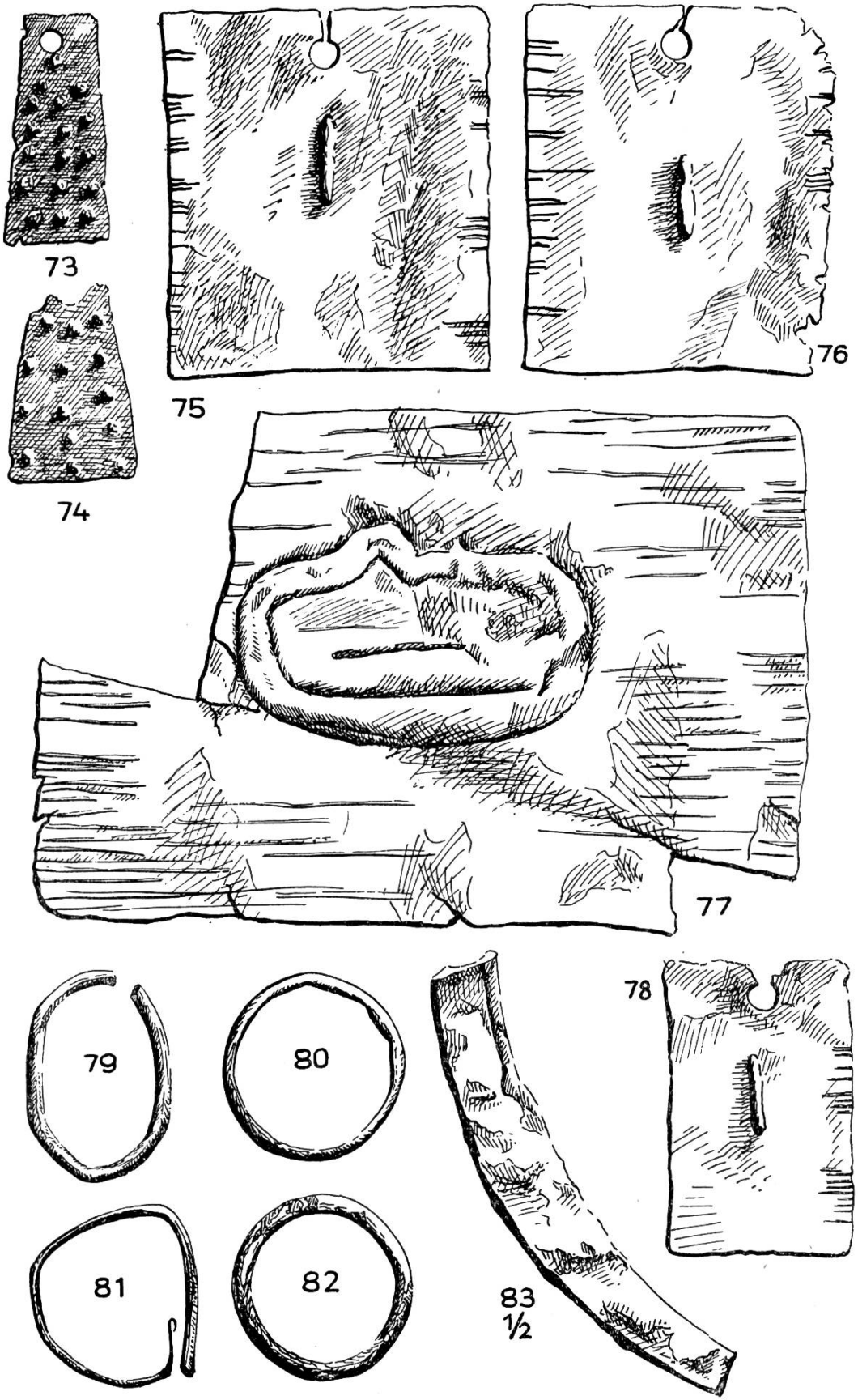

Abb. 9. Funde aus Metall. Maßstab 1 : 1.

Die Bestimmung übernahm in liebenswürdiger Weise Prof. Dr. L. Joos, Chur. Sie wurden von diesem veröffentlicht[10], so daß sich der Beschrieb an dieser Stelle erübrigt. Wir erwähnen nur, daß gefunden wurden 1 Vespasian, 1 Annia Faustina, 1 Annia Lucilla, 2 Valerian, 1 Claudius II., 1 Crispus, 5 Constans. Der Erhaltungszustand dieser Münzen ist unterschiedlich gut.

3. Metallgegenstände. a) Aus Bronze: Zu den auffälligsten Fundstücken gehören eine Anzahl dünner Bronzeplättchen mit dunkler, glänzender Patinierung (Abb. 9, Nrn. 73—78). Stücke ähnlich unsern Nrn. 73 und 74 sind zum erstenmal auf der berühmten Fundstelle von Gutenberg-Balzers in größerer Anzahl zum Vorschein gekommen[11]. Auch Lichtenstein bei Haldenstein weist ein solches auf. Sie sind trapezförmig, weisen eingepunzte Punktreihen auf und haben an der obern Schmalseite ein Loch zum Aufhängen. Die Funde von Gutenberg weisen gelegentlich auch noch den kleinen Bronzering auf, der durch diese Löcher geführt war. Der Zweck dieser Bleche ist unklar; man wird aber nicht fehl gehn, wenn man sie als Anhänger bezeichnet, wobei aber nicht ausgemacht ist, wo und warum sie zum Anhängen dienten. Hild[12] macht darauf aufmerksam, daß solche dreieckige Anhänger schon als Fransenschmuck hallstättischer Zierdeckel von Prunkvasen gedient haben, wie die Abb. 10 und 12 bei Grubinger[13] zeigen. Tatsächlich lassen sich diese Stücke wie auch die andern Bleche, die auf der Luzisteig gefunden wurden, am zwanglosesten in die Hallstattkultur einreihen. Sie sind sicher mit dem Zug der Räter in unsere Gegend gelangt.

Ist schon über die Zweckbestimmung dieser ersten beiden Stücke, die sicher gleichzeitig Schmuckstücke waren, nichts Sicheres auszusagen, so ist uns vollends die Bedeutung der Nrn. 75, 76 und 78 unbekannt. Es sind rechteckige Bleche, die ebenfalls ein Aufhängeloch an der einen Schmalseite besitzen und

---

[10] 65. Jahresber. Hist.-Ant. Ges. Graub. 1935, S. XIII.

[11] Ad. Hild und Gero von Merhart, Vor- und frühgeschichtliche Funde von Gutenberg-Balzers 1932/33, Jahrbuch Hist. Verein Liechtenstein, 33. Bd., 1933.

[12] Hild und Merhart, a. a. O., S. 18.

[13] M. Grubinger, Die Hügelgräber von Wildon, Blätter für Heimatkunde. Hist. Ver. Steiermark, 1932, Heft 3/4.

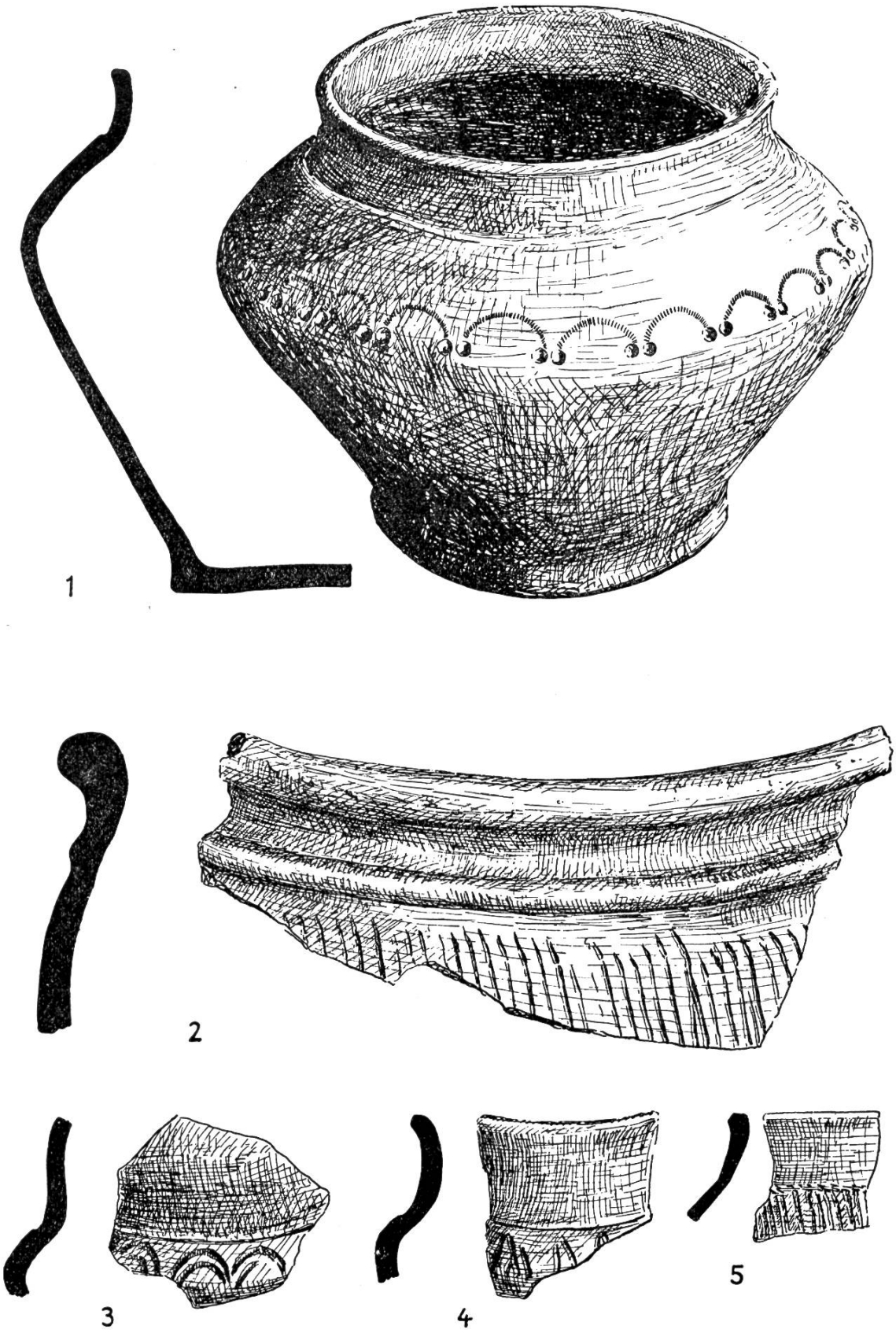

Abb. 10. Römischer Topf und Scherben. Maßstab 1 : 2.

die jeweilen in der Mitte eine parallel zu den Längskanten laufende, mit einem scharfen Instrument hervorgebrachte Kerbe aufweisen. Es ist wohl anzunehmen, daß es sich um Teile eines größern Gegenstands handelt, der uns aber vorderhand verborgen bleibt. Es ist die Meinung ausgesprochen worden, daß es sich vielleicht um Teile eines Schuppenpanzers oder eines Helms handeln könnte. Wir können uns aber dieser Ansicht nicht anschließen und stehen, wie briefliche Äußerungen von Dr. Laur-Belart und Dr. Simonett an W. Burkart beweisen, mit dieser Ablehnung nicht allein.

Das sonderbarste Stück ist ein großes Bronzeblech mit einer eingepreßten Zeichnung, die am ehesten mit einem Ohr verglichen werden kann. Leider ist das Stück nicht vollständig erhalten, so daß nicht feststeht, ob auch dieses Blech vielleicht ein Aufhängeloch gehabt hat. Auch für dieses Stück bleibt der Zweck vorläufig ganz im Dunkel.

Ferner liegen vier Ringe vor. Zu den in Figur 79, 80 und 82 ist nichts Besonderes zu bemerken. Der Ring Figur 81 jedoch besteht nicht aus einem runden Draht, sondern aus einem flachen Blech, das am einen Ende beinahe 5 mm breit ist und nach dem andern Ende zu immer schmäler wird, bis es, nur noch millimeterbreit, zu einem feinen Haken umbiegt. Alle diese Ringe haben eine solche Größe, daß sie bequem als Fingerringe gedient haben können; es ist aber auch denkbar, daß in diesen Ringen die oben erwähnten Bronzebleche hingen.

b) Aus Eisen liegt eine lange gebogene Messerklinge vor, die Burkart als Teil einer Sichel ansprechen möchte (Abb. 9, 83).

4. Die Keramik. Nur ein einziges Gefäß konnte vollständig rekonstruiert werden (Abb. 10, 1). Es besteht aus hellgrauem feinem Ton und trägt auf der Schulter ein Bogenmotiv. Die Bogen bestehen aus feinen Strichen und stehen jeweilen in kleinen Tupfen. Die Schulter ist vom Hals durch eine starke Rinne abgetrennt. Dieser Topf ist römisch nach seiner ganzen Gestaltung und Verzierung. Ein einzelner Scherben aus feinem gelbem Ton (Abb. 11, 14) weist ein ähnliches Dekorationsmotiv auf und ist ebenfalls römisch.

An Sigillatascherben liegen nur sechs kleine Stücke vor. Eines davon weist das bekannte Glasschliffmotiv auf und

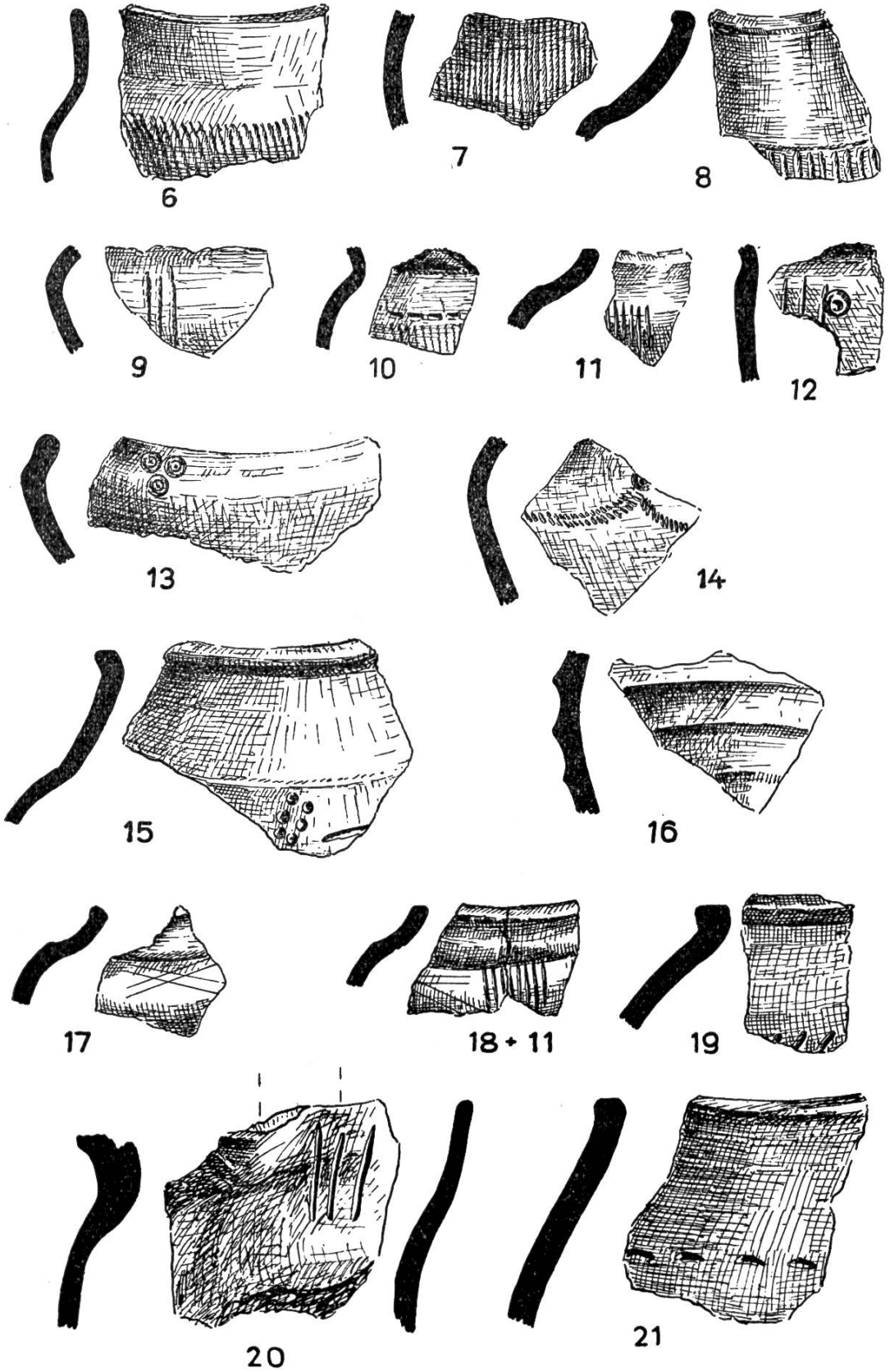

Abb. 11. Scherben und Scherbenprofile. Maßstab 1 : 2.

dürfte demnach wie die andern Sigillatascherben, die stark degenerierte Qualität aufweisen, in das dritte, eher aber noch in das vierte Jahrhundert gehören. Nur eine einzige Sigillatascherbe mit sehr deutlich markierten Töpferscheibenstreifen scheint etwas älter, doch kaum vor das 2. Jahrhundert zu setzen zu sein.

An Ziegeln wurde nur ein einziger Brocken festgestellt.

Während also diese Keramik in keiner Weise aus dem Rahmen dessen fällt, was in einer römischen Arbeitsstätte gefunden werden kann, macht das ganze übrige Scherbenmaterial eine geradezu verblüffende Ausnahme.

Wir finden zunächst vor typische keltische Ware. Ein bezeichnendes Stück ist Abb. 10, 2. Es besteht aus Graphitton und weist Besenstrich auf. Graphittonstücke kommen auch sonst noch gelegentlich vor. Keltisch ist auch die große Randscherbe Abb. 13, 56. Bittel bildet ein ähnliches Stück ab, das aber eine etwas weniger starke Bauchwölbung besitzt[14]. Gut keltisch sind ferner die Randscherben Abb. 13, 37, 47—49 und 54. Sie sind zum Teil mit der Drehscheibe hergestellt und weisen scharf gezeichnete Profile auf. Der keltische Einschlag im Luzisteiginventar ist demnach sehr stark, und zwar am stärksten bei der spätkeltischen Ware.

Eine andere Kategorie von Scherben weist nach der späträtischen Fundstelle Clüs-Zernez[15]. Der Anteil dieser Kategorie ist außerordentlich stark. Da sind zunächst einmal die Henkel Abb. 12, 29, 32, 34 und 35, dann viele außerordentlich charakteristische Randprofile, wie sie in Abb. 13, 59 und 60 in zwei Beispielen wiedergegeben sind. Während aber Clüs sehr wenig verzierte Ware ergeben hat, finden wir auf der Luzisteig eine ganze Reihe Clüsprofile mit Verzierungen: Abb. 10, 4; 11, 11 u. a., die hauptsächlich besenstrichähnliche Motive, aber gelegentlich auch Winkel u. dgl. tragen. Diese Motive sind meistens keltisch begründet, das heißt es sind keltische Motive auf Clüser Ware aufgesetzt. Namentlich in Ton und Brand stark mit Clüs ver-

---

[14] K. Bittel, Die Kelten in Württemberg. Röm.-Germ. Forschungen, Bd. 8, Berlin 1934, Tafel 20, 7. Es gehört sicher der Frühlatènezeit an.

[15] H. Conrad und G. v. Merhart, Engiadina e Vnuost, Anz. f. Schweiz. Altertumskde., 1934, S. 28 ff. 22., 23. u. 24. Jahresber. Schweiz. Ges. f. Urgeschichte, 1930 S. 124 f., 1931 S. 93, 1932 S. 55.

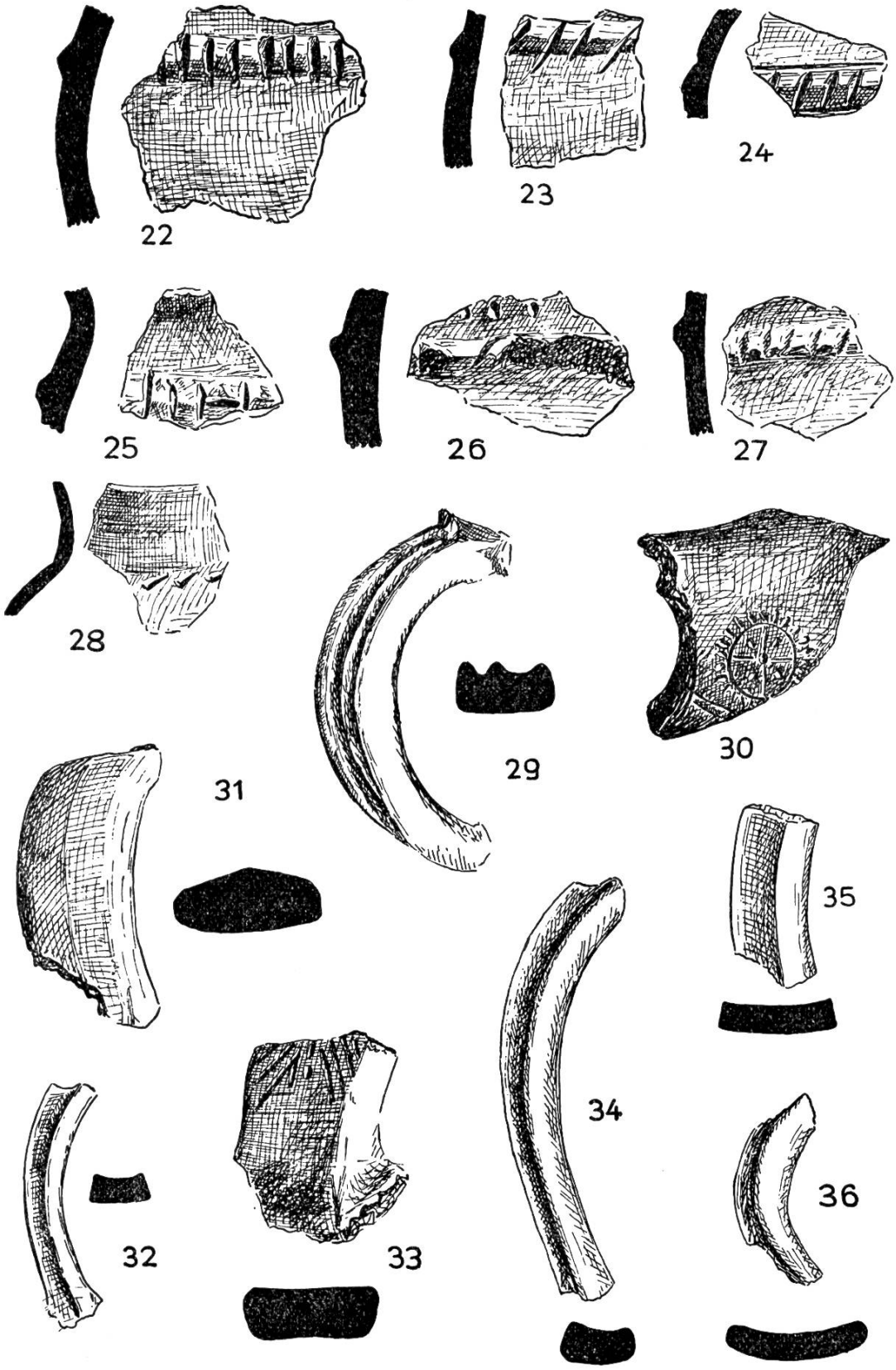

Abb. 12. Scherben und Scherbenprofile. Maßstab 1 : 2.

wandt sind auch verschiedene Bodenstücke, wie sie die Abb. 13, 64 und 71 wiedergeben.

Auffallend sind sodann sehr viele Scherben, die keltische, gelegentlich sogar römische und Clüser Elemente vereinigen. Wir erwähnen Abb. 10, 3—5, Abb. 11, 6—8, 15, 17, 18. Bei vielen unter ihnen fällt der sogenannte Besenstrich oder eine Abwandlung desselben auf. Gelegentlich kommen auch feine Striche vor, wie sie ähnlich Clüs ergeben hat (Abb. 11, 17 u. 18). Unter keltischem Einfluß steht sicher auch die Randscherbe Abb. 11, 12 und diejenige von Abb. 11, 13. Das Augenmuster kommt bekanntlich in den eisenzeitlichen Gräberfeldern der Südschweiz vor; es wurde auch in der spätbronzezeitlichen Siedlung auf Lichtenstein bei Haldenstein gefunden. Auch im Späthallstattinventar des Unterlandes ist es nicht unbekannt[16]. Hier machen die Scherben an sich den Eindruck keltischer Arbeit, während das Augenmotiv hier rätisch-hallstättisch begründet ist

Eine weitere Abteilung von Keramik ist mit derjenigen von Grepault in der Gemeinde Truns verwandt[17]. Es ist primitive Ware der frührätischen Zeit mit Strich- und Stichverzierungen und ganz gelegentlich mit verzierten aufgesetzten Leisten (Abb. 12, 22—28, Abb. 11, 20, 21. Auch hier handelt es sich also um rätische Ware, die in Anbetracht ihres hohen Alters mit der Hallstattware des Unterlands starke Verwandtschaft besitzt.

Rätisch sind vermutlich auch die Henkelstücke Abb. 12, 30 und 33, von denen namentlich dasjenige mit dem Sonnensymbol besondere Aufmerksamkeit beanspruchen darf. Es handelt sich um einen breiten Randhenkel, der in seinem obern Teil einen Kreis, der durch vier Radien aufgeteilt ist, aufweist. In jedem Kreisviertel sowie in der Mitte sitzt ein feiner Einstich, und der Kreis selbst ist mit strahlenförmig angeordneten Strichen umrandet. Unterhalb des Kreises läßt sich bemerken, daß eine Strichverzierung den weitern Ablauf dieses Henkels begleitet hat. Diese Verzierung mag ähnlich derjenigen auf Figur 33 gestaltet gewesen sein. Das Sonnensymbol ist in dieser Form zum erstenmal auf rätischem Boden festgestellt; es dürfte ihm wohl magische Be-

---

[16] 20. Jahresber. Schweiz. Ges. f. Urgeschichte, 1928, Abb. 5, 108, 109.
[17] 25. Jahresber. Schweiz. Ges. f. Urgeschichte, 1933, S. 79 ff.

deutung zukommen. Ein etwas anders gestaltetes Sonnensymbol weist eine Urne aus der spätbronzezeitlichen Siedlung Crestaulta im Lugnez auf[18].

Endlich sind noch einige Scherben zu melden, die im Inventar der bronzezeitlichen Pfahlbauten des Unterlands recht häufig anzutreffen sind. Die eine zeichnet sich durch umlaufende breite Rillen aus (Abb. 11, 16), zwei andere durch ihre typischen Randprofile (Abb. 13, 41 und 42). Es gibt außer diesen noch einige andere Scherben, die für die Bronzezeit charakteristisch sind, die aber doch nicht einen so stark ausgesprochenen Charakter besitzen.

Bei einer Reihe von Scherben, wie z. B. Abb. 12, 22—25 und Abb. 11, 20 drängt sich die Beobachtung auf, daß die Striche mit einem Eisenwerkzeug hergestellt sind. Beßler[19] hat seinerzeit auf dem Montlingerberg in der st. gallischen Gemeinde Oberriet in den dortigen Töpferöfen ein solches Eisenwerkzeug gefunden, das allerdings speziell für Schrägstriche gebaut war. Es ist aber anzunehmen, daß auch für gerade Striche ähnliche Werkzeuge im Gebrauch waren. Also auch hier wie in den Formen eines großen Teils der Luzisteigkeramik zeigt sich die vorrömische Tradition aus der Räterzeit und sogar früher.

Stein- und Knochenwerkzeuge wurden nicht gefunden, außer einem diskusartigen behauenen Kalkstein und einem rundlichen Sandstein mit kegelförmig eingebohrtem Loch. Über ein bearbeitetes Rehgeweih (?) siehe unten.

Schließlich sollen noch die „Hüttenbewurfstücke" erwähnt werden. Es ist zu vermuten, daß diese gebrannten, mit Buchenblättern gemischten Lehmpatzen vom Oberbau der Öfen, über den die Grabung nichts auszusagen vermochte, herrühren, mit Ausnahme von zwei Stücken, die sicher als Hüttenbewurf anzusprechen sind.

Die Funde, außer den Knochen, sind dem Rätischen Museum einverleibt und unter den Nummern III. D. 138 a/w registriert worden.

---

[18] 27. Jahresber. Schweiz. Ges. f. Urgeschichte, 1935, Abb. 1.

[19] H. Beßler, Der Stand der prähistorischen Forschung im Kanton St. Gallen. Mitt. z. vaterländ. Geschichte, Bd. XXXIX, S. 81 ff.

Über die zahlreich gefundenen Knochenreste gab Jak. Rüeger vom Zoologischen Institut in Zürich folgendes Gutachten ab:

„Die Untersuchung ergab das Vorhandensein von Knochen der nachfolgenden Tierarten: Wildlebend: Hase (ein Fragment des Oberarms); Haustiere: Pferd (ein Fragment des Schulterblattes), Schwein (die Reste bilden ca. drei Viertel des Materials), Schaf (die Fragmente weisen auf ca. sieben Individuen hin), Ziege (wenige Fragmente), Rind (zahlreiche Fragmente), Huhn (je ein Fragment von Oberarm und Schienbein).

Die Zusammensetzung des Materiales ist durch das starke Überwiegen der Schweinereste gekennzeichnet. Die Schweinereste selber bestehen fast ausschließlich aus Unterkiefern und losen Eckzähnen und Schneidezähnen; daneben finden sich nur einige Schädelfragmente, 3 Wirbel, 6 Schulterblätter, 9 Gliedmaßenfragmente und 3 lose Oberkieferzähne. Die Zahl der Unterkieferfragmente beträgt dagegen über 70; beide Seiten sind ungefähr gleich stark vertreten, so daß auf mindestens 35 Individuen geschlossen werden kann. Auf die gleiche Zahl weisen auch die losen Hauer hin. Unterkieferreste und Hauer lassen erkennen, daß es sich fast ausschließlich um männliche Tiere handelt; es ist nur ein einziger Hauer von einem Weibchen vorhanden. Mit Ausnahme von zweien sind alle Hauer an der Spitze verstümmelt; die gleiche Beobachtung konnte ich auch an mittelalterlichen Funden machen. Nur fünf Kieferreste enthielten noch Milchzähne; bei den übrigen war der letzte Backenzahn im Gebrauch oder gerade im Durchbruch begriffen.

Obschon kein einziger Unterkiefer vollständig erhalten ist, ließen sich doch eine Anzahl Maße gewinnen. Die große Mehrzahl der Kiefer stammt von Tieren, die der Größe nach zur Torfschweinrasse gerechnet werden können. Ihre Maße bleiben etwas unter dem Mittel der ursprünglichen Torfschweine [E. Kuhn (1932) kam für die Schweine aus den römischen Fundstellen von Engehalbinsel (Bern), Alpnach und Örlingen zum gleichen Resultate]. Zwei Reste treten auffällig aus der Reihe heraus; der eine nach oben: er muß als Abkömmling des Wildschweins betrachtet werden; der andere nach unten: er läßt sich in mehrfacher Hinsicht als Beweis einer weitgehenden Beeinflussung durch sorgfältige

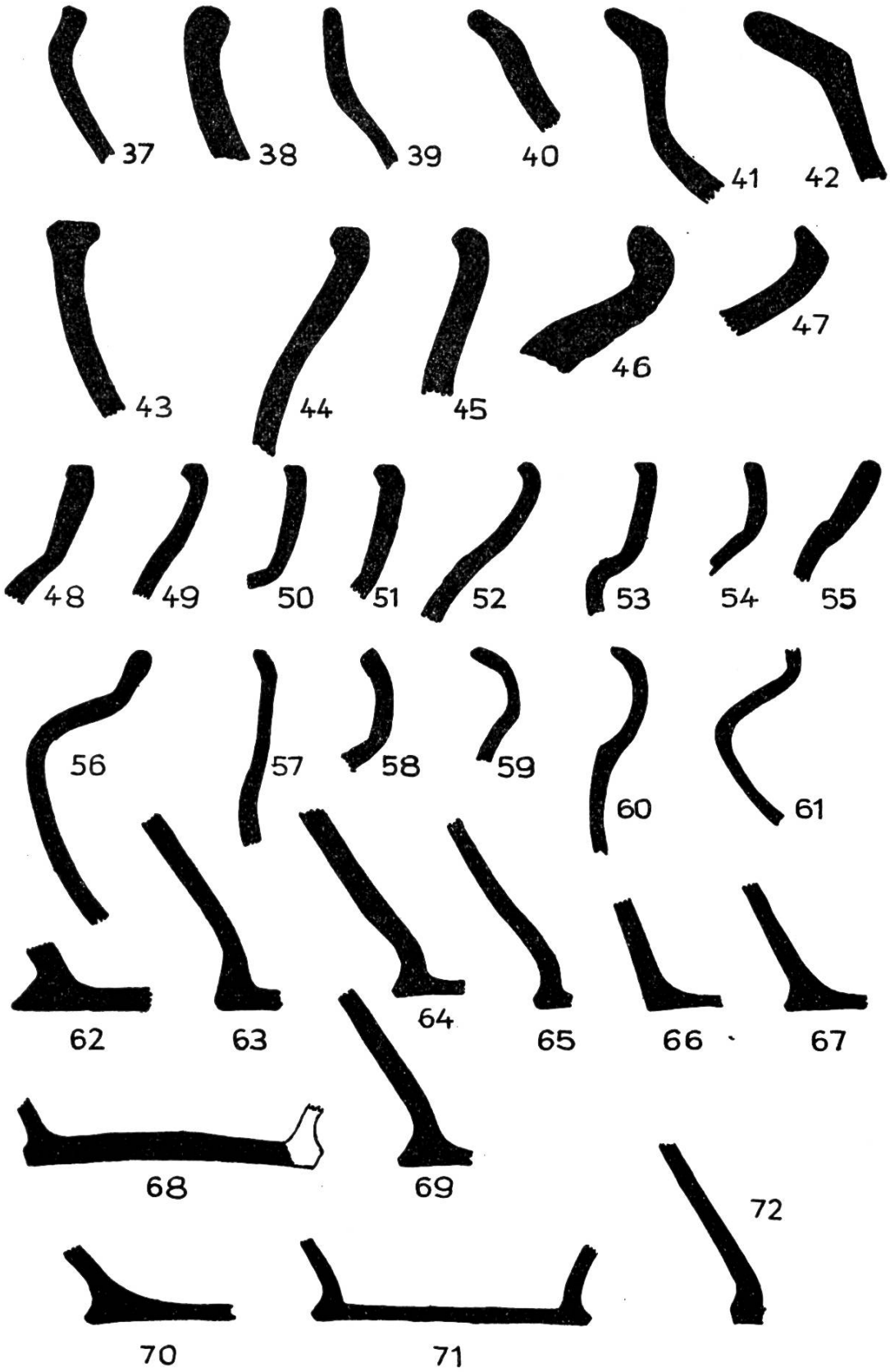

Abb. 13. Scherbenprofile. Maßstab 1 : 2.

Zucht erkennen und dürfte von einem eingeführten Zuchttier stammen. Am letztgenannten Kiefer fällt namentlich die Form der Unterseite des Symphysenteils auf; sie ist sehr stark konkav. Andere Symphysenreste zeigen Übergänge bis zur geraden Medianlinie.

Das Schaf ist weit stärker vertreten als die Ziege. Bei dem Fehlen von maßgebenden Schädelknochen und Hornzapfen läßt sich über die Rassen nichts Bestimmtes sagen; eine kleine und eine mittelgroße Form scheinen nach den verschiedenen Größen von vier Oberarmresten und losen Zähnen nebeneinander vorhanden gewesen zu sein.

Vom Rind sind Reste von mindestens elf Unterkiefern vorhanden, ferner von vier Schulterblättern und einer Anzahl Gliedmaßenknochen. Die Maße dieser Reste weisen durchweg auf kleine Tiere hin.

Unter den Knochenresten fand sich auch ein 45 mm langes bearbeitetes Fragment von einem Rehgeweih (?)."

Wir haben in diesen Knochenresten unzweifelhaft die Überreste der Zwischenmahlzeiten der Kalkbrenner vor uns. Die Verstümmelung der Spitzen der Schweinehauer scheint darauf hinzuweisen, daß diese zu bestimmten Zwecken benützt wurden.

Folgerungen.

Bei der Durchmusterung des ganzen Fundinventars fallen zunächst als maßgebend die Neptunstatuette, die römischen Münzen, die Terra sigillata sowie der Topf (Abb. 10, 1) und einige wenige andere Scherben auf. Diese Gegenstände genügen an sich, um den ganzen Fundkomplex als sicher römisch anzusprechen. Kennzeichnend für diese Datierung sind ferner die Kalköfen an sich; denn erst die Römer brachten die Kalkbrennerei in unser Land, erst sie bauten gemörtelte Mauern, während vorher nur die Trockenmauer[1] bekannt war. Die Münzen beweisen ferner, daß

[1] H. Conrad und G. von Merhart, a. a. O. — K. Keller-Tarnuzzer, Die eisenzeitliche Siedlung von Castaneda. Anz. f. schweiz. Altertumskde., 1932, S. 1 ff.; 1933, S. 161 ff. — W. Burkart, La necropoli e l'abitato preistorico Castaneda di Calanca. Quaderni Grigioni Italiani, Nr. 3, 1932. — 27. Jahresber. Schweiz. Ges. f. Urgeschichte, 1935, S. 31.

die Kalköfen vom Ende des 1. Jahrhunderts bis in die Mitte des 4. Jahrhunderts im Betrieb standen. Vier der späten Constansmünzen (337—350 n. Chr.) wurden über der Steinsetzung gefunden, eine ganz außen am Rand der Grabung, die Münze des Valerian (253—260) und diejenige des Vespasian (69—79 n. Chr.) aber unter der Steinlage. Den Fundort der Neptunstatuette haben wir bereits oben erwähnt. Es geht auch aus dieser Verteilung der Münzen hervor, daß die Kalköfen nacheinander im Gebrauch waren, und zwar im oben erwähnten Zeitraum.

Am römerzeitlichen Datum des ganzen Grabungskomplexes kann also nicht gedeutelt werden, trotzdem die große Masse des übrigen Fundguts eine durchaus andere Sprache spricht. Hat schon die Sondierung, wie eingangs erwähnt, auf den eisenzeitlichen Charakter der Fundstelle hingewiesen, so hat sich diese Charakterisierung durch die Grabung noch ungemein verstärkt. Während die am ältesten scheinenden Fundstücke in den tiefern Lagen des Platzes zum Vorschein kamen, am besten erkenntlich zu unterst von Ofen 1, mehrten sich nach oben die keltischen Fundstücke, jedoch ist festzuhalten, daß sowohl oben als unten gelegentlich Scherben der frühesten Epochen wie der spätesten zutage traten.

Es kann absolut keinem Zweifel unterliegen, daß sowohl die scheinbar bronzezeitlichen, wie die rätischen und keltischen Scherben zeitlich ebenfalls römisch und nicht älter sind. Der ganze Fundkomplex ist so einheitlich und die Vermischung des frühen Materials mit dem römischen so markant, daß an dieser Feststellung auf keinen Fall gerüttelt werden kann. Wir stehen somit vor der erstaunlichen Tatsache, daß die Arbeiter, die wohl im Auftrag römischer Arbeitgeber diese Kalköfen betrieben, allerdings römische Münzen verwendeten, sich eine römische Statuette aneigneten und auch etwas Sigillatageschirr besaßen, daß sie aber im großen und ganzen sich eines Inventars bedienten, das von den Römern beinahe ganz unbeeinflußt geblieben ist und in den meisten Stücken vorrömischen Kulturcharakter verrät, und das bis in das vierte Jahrhundert hinein.

Für diese Tatsache kann es nur eine Deutung geben: Die Kalkarbeiter der Luzisteig haben die römische Kultur nicht angenommen, sondern sind in ihrer vorrömischen Kultur verharrt, trotzdem sie in römische Dienste getreten waren. Es ist aber unmöglich, daß einzig die Kalkarbeiter der Luzisteig diese konservative Haltung eingenommen haben: Es muß vielmehr diese eigenartige Haltung von der ganzen Urbevölkerung zum mindesten des heutigen Graubünden, eventuell die Südtäler ausgenommen, vertreten worden sein. Mit andern Worten: Es gelang den Römern nicht, Graubünden zu romanisieren. Dies ist zunächst für die Kultur festzuhalten. Wenn es aber den Römern nicht gelang, ihren Einfluß kulturell durchzusetzen, so ist es sozusagen ausgeschlossen, daß es ihnen in bezug auf die Sprache gelungen sein sollte. Es muß unbedingt angenommen werden, daß auch die sprachliche Romanisierung Graubündens nicht in die Zeit der römischen Besetzung fällt, wenigstens nicht in die ersten vier Jahrhunderte.

Diese Auffassung ist nicht so neu und nicht so revolutionär, wie es den Anschein hat. In der Urgeschichte Graubündens[2] steht folgender, bisher viel zu wenig beachteter Satz: „Rätien ist arm an römischen Inschriften und Kulturdenkmälern, und von verschiedenen rätischen Gebieten sind wiederum die Täler Graubündens das allerärmste: Ist doch bis heute noch keine römische Inschrift auf Bündnerboden zum Vorschein gekommen, nicht einmal in Chur. Mommsen glaubt den auffallenden Mangel an solchen Zeugnissen darauf zurückführen zu sollen, daß die Räter später als ihre Nachbarn im Osten und Westen römische Sprache und Kultur angenommen hätten; nach diesem Prinzip müßten die Stämme in Graubünden sie unter den Rätern wieder am spätesten angenommen haben."[3] Wenn Mommsen vor Jahrzehnten die Fundarmut römischen Gutes feststellte, so ist zu sagen, daß es auch heute noch nicht viel besser geworden ist. Es

---

[2] J. Heierli und W. Öchsli, Urgeschichte Graubündens. Mitt. Ant. Ges. Zürich, Bd. XXVI, Heft 1, S. 76.

[3] Von uns gesperrt.

hat durchaus den Anschein, als ob die Römer Graubünden wohl als Durchgangsland benützten, sich sonst aber außer in Chur und einigen militärischen Stationen nur spärlich niederließen und sich um die Urbevölkerung nur soweit kümmerten, daß diese ihre Kreise nicht störte.

In jüngster Zeit hat sich auch Heuberger[4] im Sinne einer sehr späten Romanisierung ausgesprochen. Er schreibt von den Vindelikern (zwischen Bodensee und Donau) und Rätern: „Sie übernahmen auch die lateinische Sprache und die Gesittung der antiken Mittelmeerwelt. Dies geschah allerdings ohne Zweifel nur ganz oberflächlich und unvollkommen, und man wird anzunehmen haben, daß die Germanen, die sich seit dem Ausgang des 4. Jahrhunderts dauernd auf dem Boden der rätischen Provinzen niederließen, in den Landgauen und selbst in den Städten und größern Orten der vindelikischen Ebene noch auf genug Leute getroffen seien, die sich im Alltagsverkehr nicht des Lateinischen, sondern der alten Sprache ihrer Väter bedienten[5] und in mehr als einer Hinsicht nach der Weise dieser Ahnen lebten. Daß dem so war, lehren zwar keine unmittelbaren Quellenaussagen, wohl aber ein vergleichender Blick auf die spätrömischen Verhältnisse Galliens und eine Erwägung der Tatsache, daß lateinische Sprache und römische Gesittung bei den Rätern und Vindelikern viel langsamer und unvollkommener Eingang gefunden haben als bei den Helvetiern und Norikern. Im Bereich der rätischen Alpen vollends wird eine einigermaßen durchgreifende Romanisierung noch später eingetreten sein als im vindelikischen Flachland[5], und zwar jedenfalls erst dank des Zuströmens romanischer Flüchtlinge aus der schwäbisch-bayrischen, nunmehr von den Germanen überschwemmten Ebene und infolge des Wirkens der christlichen Kirche.“ Noch deutlicher spricht sich Heuberger auf S. 140 aus: „Denn dieses inneralpine Berggebiet [Churrätien] ist zwar sicher nicht schon verhältnismäßig früh nach seiner Eroberung durch die Römer, vielleicht sogar erst in der Völkerwande-

---

[4] R. Heuberger, Rätien im Altertum und Frühmittelalter. Schlernschriften, 1932, Nr. 20, S. 73 f.

[5] Von uns gesperrt.

rungszeit voll romanisiert worden[6]. Es besaß jedoch in hervorragendem Maß alle jene naturgegebenen Eigenschaften, die Gebirgsgegenden gegen auswärtige Einflüsse zu schützen und sie dadurch zu besonders zähem Festhalten am Erbe der Vergangenheit zu bestimmen pflegen."

Was Mommsen und Heuberger also schon früher glaubten feststellen zu können oder gar fest behaupteten, hat sich durch die Grabung auf der Luzisteig in vollem Umfang bestätigt. Wenn wir im Mittelalter große Teile Innerrätiens als romanisiert antreffen, so ist diese Romanisierung vielleicht mehr den, wie Heuberger meint, romanisierten Flüchtlingen aus dem Unterland zuzuschreiben; wir denken aber in erster Linie an die Einflüsse der christlichen Kirche und der fränkischen Kanzlei[7].

Wir stehen übrigens unter dem Eindruck, daß auch in Helvetien die Romanisierung in römischer Zeit nicht derart stark war, wie die Forschung bisher annahm, vermuten vielmehr, daß auch dort sich eine gewisse Bevölkerungsschicht von den Römern fern hielt. Wir sind überzeugt, daß viele angebliche Latènefunde wohl kulturell Latène zugehören, zeitlich aber doch römisch sind. Was uns in der Hinterlassenschaft aus Villen, Ortschaften, Gräbern usw. entgegentritt, sind sicher nicht die bodenständigsten Helvetier, von denen wir auch heute noch trotz eifrigster archäologischer Tätigkeit so gut wie nichts wissen.

Kehren wir wiederum zu den Kalkbrennern auf der Luzisteig zurück, so stellen wir also fest, daß sie einheimische Räter waren. Sie hielten zähe an ihrer übernommenen rätischen Kultur fest, nahmen aber allmählich vom nahen, ehemals keltisch-helvetischen Gebiet immer mehr Elemente auf, vielleicht auch im Zusammen-

---

[6] Von uns gesperrt.

[7] Eine diese Ansicht ablehnende Meinung vertritt ein Einsender im „Freien Rätier" vom 17. Sept. 1934, der behauptet, daß die rätoromanische Bevölkerung die Sprache der Römer ganz und die römische Kultur zum Teil aufgenommen und bis auf den heutigen Tag bewahrt habe. Inwieweit dies für die Sprache stimmt, hat Peider Lansel seither in seiner Broschüre I Retoromanci, Milano MCMXXXV—XII dargetan. Aus der verhältnismäßig reichen Literatur, die bereits über dieses Forschungsgebiet besteht, erwähnen wir außerdem nur noch J. Jud, Ist das Bündnerromanische eine italienische Mundart? Bündn. Monatsbl. Mai 1917.

hang mit dem Eindringen keltischer Zuwanderer. Da sie aber dicht neben der römischen Durchgangsstraße von italischem Boden über die Alpenpässe nach Bregenz und Augsburg wohnten, nahmen sie das Münzgeld ohne weiteres als bequemes Verkehrsmittel auf, erwarben sich gelegentlich auf einem römischen Markt (wohl im nahen römischen Magia; siehe unten) ein römisches Geschirr, blieben aber dabei, was sie von alters her waren, nämlich Räter nach Kultur und Sprache. Wie sie in den Besitz des Neptun kamen, werden wir nie erfahren, noch auch, warum sie das Stück an sich nahmen und was es für sie bedeutete.

Wir wollen noch kurz die Frage erörtern, welchem Zweck die Kalköfen auf der Luzisteig dienten. Wir folgen zunächst einem Referat über einen Vortrag Burkarts[8] in der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubündens, in dem es heißt: „Die Tatsache, daß auf der Steig während drei Jahrhunderten Kalk gebrannt wurde, hat für die Lokalgeschichte große Bedeutung und rollt das Problem nach der Lage der auf der Peutingerschen Tafel verzeichneten römischen Station Magia auf. Die angegebenen Entfernungen für die Strecke Chur-Bregenz stimmen wie anderswo auch hier nicht. Je nachdem man von Chur oder Bregenz ab mißt, käme Magia an den Nordhang der Steig oder sogar in die Gegend von Vaduz-Triesen zu liegen, keinesfalls aber südlich oder auf die Paßhöhe selbst. Die Historiker Mommsen und Öchsli sehen Magia in Maienfeld; für die Gegend von Gutenberg-Balzers sprechen dortige römische Mauerfunde, während für Maienfeld nur der Name als Beleg gelten kann[9]. Der Volksmund erzählt von einer alten Stadt „Steig", die einmal von der Steigrüfe verschüttet worden sein soll; indessen ist kaum anzunehmen, daß die Römer im Bereich der Rüfe eine Siedlung angelegt hätten. Die tatsächliche Lage von Magia bleibt uns also vorläufig verborgen, indem auch das Stadtgebiet von Maienfeld bisher keine eigentlichen römischen Funde geliefert hat.

---

[8] Der junge Bündner, 31. Januar 1935.

[9] Th. von Sprecher von Bernegg, Aus der Geschichte der St. Luzisteig, Chur 1934, S. 12, gibt die Distanzberechnungen in guter Übersicht. Sprecher neigt der Ansicht zu, daß Magia mit Maienfeld insofern identisch ist, als Magia vielleicht einen etwas verschobenen Standpunkt hatte.

Bleibt noch die Frage, ob der Kalk auf der Steig verwendet wurde und für welchen Zweck. Und da leuchtet die Antwort ein, daß er für die Anlage einer Sperre gebraucht wurde. Man darf wohl annehmen, daß die Römer die wichtige strategische Bedeutung des Steigpasses frühe erkannt und ihn befestigt haben. Man ist denn auch bei der Pferdestallung in Grabentiefe auf altes Gemäuer mit steinhartem Mörtel gestoßen, das römischer Herkunft sein könnte."[10]

Wir selbst vermögen an diese römische Sperre nicht recht zu glauben, kommen aber ebenfalls zum Schluß, daß mit dieser Ausgrabung die Frage nach dem Standort von Magia wohl wieder aufgeworfen, keineswegs aber gelöst wird. Da wir übrigens nicht wissen, wie die Steigrüfe in römischer Zeit tätig war, besteht u. E. kein Grund, die Möglichkeit einer römischen Ansiedlung unter dem Schutt dieser Rüfe zu verneinen. Was unsere Kalköfen anbetrifft, so ist festzustellen, daß diese weit außerhalb des Verschüttungsgebietes liegen. Selbstverständlich muß auch damit gerechnet werden, daß die Station Magia selbst in der engern Umgebung der Paßhöhe gelegen hat, und die obenerwähnten Mauerreste könnten wohl auch davon herstammen.

Sowohl der Verfasser als der Grabungsleiter W. Burkart haben an dieser Stelle vielfachen Dank auszusprechen. Dieser gilt in erster Linie dem Ehepaar Knoll, das die Planaufnahmen und die Fundzeichnungen herstellte, dann dem Bodenbesitzer Präsident H. Kunz in Fläsch, der nicht nur den Boden bereitwillig und entschädigungslos zur Verfügung stellte, sondern auch alle Funde dem Rätischen Museum in Chur unentgeltlich überließ, und schließlich allen denjenigen, die während einzelnen Tagen freiwillige Mitarbeit leisteten oder finanzielle Beihilfe boten.

---

[10] Leider wurde, wie es scheint, dieses unbekannte Mauerwerk nicht näher untersucht, so daß über dessen Datierung nichts ausgesagt werden kann.